

Werner Volke †

»Wir haben nicht wie die Franzosen einen Kanon...« Herausgeben als Aufgabe des Dichters

*Hofmannsthal hat »zeitlebens der besten Tradition
deutscher Sprache und Dichtung die treuesten Dienste geleistet«*
Hermann Hesse, 1935

Hofmannsthal hat sich herausgeberisch in verschiedener Weise betätigt. Ich beschränke mich auf das für Hofmannsthal Wesentliche: auf die im Insel-Verlag erschienenen »Deutschen Erzähler« und – aufs engste damit verbunden – seine führende Rolle bei der Programmgestaltung der Offizin »Bremer Presse« und ihres nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten Verlags. Beiseite bleiben das von Hofmannsthal, Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt herausgegebene Jahrbuch »Hesperus«, von dem nur ein Band 1909 das Licht der Welt erblickte, der ausschließlich Beiträge der drei Freunde enthielt. Der Plan eines zweiten Jahrbuchs scheiterte 1913. – Ebenso können die herausgeberische oder redaktionelle Mitarbeit Hofmannsthals am »Morgen« (1907/1908), die spätere an Richard Smekals »Theater und Kultur« (1920 bis 1923) und am Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft, der von Ernst Bertram und Thomas Mann mit anderen herausgegebenen »Ariadne« (1925), als periphere Betätigung übergangen werden.

Die »Deutschen Erzähler« und das »Deutsche Lesebuch«

Am 30. April 1912 geht ein Brief Hofmannsthals an Eberhard von Bodenhausen. Er ist nach den »glücklichsten Tagen [...] seit Jahren«, die er mit Rudolf Alexander Schröder bei Rudolf Borchardt in Lucca lebte, geschrieben. »Wieder zu Hause« werden die Erinnerungen daran aber von dem deprimierenden Eindruck überdeckt, den der Zustand der Monarchie auslöst. »Trüb stehts hier«, liest der Freund,

trübe um unser altes Österreich. Ich frage mich manchmal mit Bangen: in was für Decennien wachsen meine zwei Buben hinein. Die äußere Lage [...] ist nicht das Schlimmste. Wären wir ein Staat wie jeder andere, wir könnten handeln – oder könnten das Handeln auf später verschieben; [...] Es

Hofmannsthal als Herausgeber 177

kann, das ist mein Gefühl, alles nur schlimm kommen. Das Innere ist das furchtbare Problem. Die südlichen Slawen innerhalb der Monarchie, nicht nur die Serben, auch die Croaten, in halbem Aufruhr (viele standrechtliche Erschießungen, Verhaftungen, von denen nicht gesprochen wird) die Böhmen tückisch lauernd mit gefletschten Zähnen – Galizien, der ruthenische Teil, unterwühlt von russischen Agitatoren – Italien ebenso gern Feind als Bundesgenosse, Rußland, das halbe Land, lechzend, mit uns anzubinden – und im Innern, halb Indolenz, halb Kopflosigkeit, die Probleme zu verwickelt, zu gordisch verflochten [...] Wir gehen einer dunklen Zeit entgegen, [...] können von Schritt zu Schritt alles verlieren – und – das ist das Schlimmste – auch wo wir siegen, nichts rechtes gewinnen als nur Verlegenheiten.

Zwei Monate zuvor hatte Hofmannsthal an Ottonie von Degenfeld, der er seit 1910 immer wieder und sehr bestimmt Lektüre-Empfehlungen gab, geschrieben, er hoffe,

daß Ihnen aus den Büchern, oder um es richtiger zu sagen, aus dem Gehalt der Bücher mit der Zeit wirklich ein Besitz wird, nicht eine Märcheninsel außerhalb des Lebens, auf die zu flüchten ungesund wäre, sondern eine Bereicherung des Lebens, eine mit dem, was Sie leben, zusammenklingende Oberwelt, Welt in Obertönen und Nebentönen [...] Es scheint mir und scheint mir möglich, daß für Sie das Geistige (nach dem etwas in Ihnen immer suchte) in diesem Augenblick Ihres Lebens hereinträte und Sie rettete zu einem Weiterleben welches kein Vegetieren wäre. –

Die beiden Briefe sind in den Monaten geschrieben, in denen sich Hofmannsthal diesen »Gedanken« notierte:

das allmähliche Eingeschränktwerden. Wunsch und Glaube, die ganze Welt zu sehen, auf nichts zu verzichten, allmählich nur die schon geliebten Landschaften wiederzusehen – bang, als gelte es Lichter zu behüten, immer wieder anzuzünden. So mit den Menschen: die Freunde erhalten: mit den Freunden das geheimnisvolle Wesen, das von je zwei Menschen ausgeht, am Leben erhalten.

Alle drei Zitate stammen aus der Zeit, als Hofmannsthals Sammlung »Deutsche Erzähler« in Satz ging. Sie weisen auf Beweggründe und Anlässe, die den Dichter eine solche Anthologie zusammenstellen ließen, ja geboten. Dazu gehört dies: Sechs Jahre zuvor, 1906, hatte Hofmannsthal in Göttingen und an anderen Orten die Rede »Der Dichter und diese Zeit« gehalten. In ihr nahm er auch für den Dichter geistige Führerschaft in Anspruch – von der aber bei allem den Dichtern zugesprochenen Lob kaum die Rede sei. Es fehle »ein Ton des

Zutrauens und der freien ungekünstelten Ehrfurcht, eine Betonung dessen, was Männer an Männern am höchsten stellen müssen: Führerschaft.« Eben das ist es, was Hofmannsthal bis ans Lebensende auch an Goethe als Vorbild band. Wenn er sich, wohl 1917, notierte: »Funktion der Dichter: das Heranbringen fremder Welten, um durch neue Ingredienzien dem Nationalgeist größere Mächtigkeit seiner selbst zu geben. (So rissen die Romantiker Vergangenheit als Idealbilder ins Volksbewußtsein herein.)«, so kann man sich der Bemerkung Goethes in der Anzeige von Arnims und Brentanos Sammlung »Des Knaben Wunderhorn« erinnern, wo es zum Schluß heißt:

Es ist nicht nütze, daß alles gedruckt werde; aber sie [Arnim und Brentano] werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie mitwirken, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Kultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten.

Das alles zusammengekommen gab die Motivation für Hofmannsthals Bemühungen zunächst als Herausgeber der »Deutschen Erzähler«. Der Plan hatte ihn schon länger beschäftigt. Die früheste Notiz dazu hat Rudolf Hirsch mitgeteilt. Sie stammt vom 7. Oktober 1910:

Novellenbuch. Einleitung nachgedacht. Die Erzählungen, wo es auf ein gutes Ende hinausläuft, das herbeizuführen der heimliche Bezug aller Elemente war: so ist Goethes Märchen. So verläuft Fürst Ganzgott, so das Leben des Taugenichts.

Als sich Hofmannsthal das aufschrieb, machte er sich auch Gedanken um einen Leseplan für Ottonie von Degenfeld. Und auch Helene von Nostitz empfiehlt er, da sie ihn um Lektüre-Rat bat, »die schön drin eingeflochtenen Novellen« in den »Wanderjahren« und Achim von Arnim. Ende Januar 1911, als er sich gelegentlich der Uraufführung des »Rosenkavaliers« in Dresden mit Anton Kippenberg unterhielt, eröffnete er ihm seine Absicht. Der Verleger war erfreut, was Hofmannsthal zu der dem Ganzen das Gewicht gebenden Bemerkung veranlaßte: »ohne *Enthusiasmus*, trocken und geschäftlich, möchte ich eine Sache *dieser* Art nie unternommen wissen.« Und so beschäftigte sich der Dichter auch mit »innigem Vergnügen« mit der Zusammenstellung der vier Bände, die – so hoffte er – nicht nur dem Herausge-

ber und dem Verleger, sondern dem »deutschen Publikum« insgesamt Freude geben würden. Mit »innigem Vergnügen« – aber es heißt an dieser Stelle seines Briefes an Kippenberg auch, er täte dies in seiner »freien Zeit«. Solche Beschäftigung bleibt für ihn also eine Nebenaufgabe. Der »Beruf« ist das poetische Schaffen.

Hier kurz die weiteren äußeren Stationen der Ausgabe: Im März wird mit dem Insel-Verlag der Vertrag über eine Sammlung von 24 bis 26 Erzählungen von Goethe bis Gottfried Keller abgeschlossen. Im Frühjahr 1912 geht der erste der vier Bände in Satz. Im Oktober kommt die Sammlung heraus, nachdem Hofmannsthal Anfang September die mehrmals hinausgeschobene Einleitung dazu hatte schreiben können.

In der Einleitung sagt Hofmannsthal, was ihn zu einer solchen Sammlung bewog, und nennt die Kriterien, die seine Auswahl bestimmten. Zunächst: Er folgte dem Drange, der jedem innewohne: »daß wir von dem *Harmonischen* ergriffen werden, ihm uns einzuordnen oder zu dienen, das Reiche noch reicher zu machen [...].« Das Kriterium der Auswahl ist dabei ein scheinbar Subjektives: die Erzählungen seien »nur um der besonderen Schönheit willen« zusammengetragen, mit der sie sein Herz einst berührt hätten und ihm unvergeßlich geworden seien. Hilfsmittel sei allein sein Gedächtnis gewesen. Die Harmonie des Ganzen beruhe darauf, daß alle hier vereinigten Erzähler »von einer reinen, schöpferischen Liebe zum Darstellen irgendeiner Seite des Daseins getrieben« seien, und daß sich durch sie das »deutsche Gesamtwesen« zeige, »das nur durch viele einzelne sich offenkundigen« könne.

Es sind drei Generationen der älteren deutschen Erzähler – später wird man dieses Jahrhundert von 1750 bis 1850 als das »deutsche Jahrhundert« bezeichnen –, die Hofmannsthal in der Sammlung vereint hat und in deren Erzählungen ein Deutschland lebe, »das nicht mehr ganz da« sei, in denen »Lebensformen, geistige Formen unseres geheimnisvollen, undeutlich erkennbaren Volks« kristallisiert seien. Eine ältere deutsche Atmosphäre hebe die von Vorurteilen, Zersplittertheit und Nervenübeln geprägte gegenwärtige auf. Hofmannsthal vertraut den »Kräften des Gemüts«, die sich in den Erzählungen offenbaren, »dem jungen Gemüt des Volkes«, das wieder Tiefe geben könnte statt der Breite und Oberflächlichkeit, von der die Gegenwart

beherrscht sei. Und schließlich will Hofmannsthal, wie er einzelnen ihm nahestehenden Menschen geistiges Erbe zum Besitz zu geben versuchte, den »heutigen Deutschen insgesamt« Verlorenes, Aufgegebenes ins Gedächtnis zurückrufen. Denn am Ende erhält die von ihm als eine betont individuelle, persönliche bezeichnete Auswahl doch einen überindividuellen, allgemeingültigen Zug, wenn er vom Ich zum Wir wechselt und sagt, es seien »liebvolle Gesichter, die zu unserer großen Verwandtschaft gehören« und aus denen der »Familienzug« deutlich hervortrete.

Hofmannsthal schrieb die Einleitung in den Tagen, da sich das nicht nur die österreichische Monarchie, sondern alle großen Staaten Europas tangierende Gewitter auf dem Balkan zu entladen begann: der Krieg der Serben, Montenegriener, Griechen und Bulgaren gegen die Türken. Die beklemmende Atmosphäre prägt den oft zitierten Schluß der Vorrede:

die Zeiten sind ernst und beklommen für die Deutschen, vielleicht stehen dunkle Jahre vor der Tür. Vor hundert Jahren waren auch die Jahre dunkel, und doch waren die Deutschen innerlich nie so reich wie im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, und vielleicht sind für dieses geheimnisvolle Volk die Jahre der Heimsuchung gesegnete Jahre.

Unser Volk hat ein schlaffes Gedächtnis und eine träumende Seele, trotz allem; was es besitzt, verliert es immer wieder, aber es ruft sich nachts zurück, was es am Tage verloren hat. Den Reichtum, der ihm eignet, zählt es nicht und ist fähig, seiner Krongüter zu vergessen, aber zuzeiten sehnt es sich nach sich selber, und niemals ist es reiner und stärker als in solchen Zeiten.

Vom Inhalt seiner Sammlung hatte Hofmannsthal schon vor der Aushandlung des Vertrags äußerst präzise Vorstellungen. Das verrät eine Ende Februar 1911 an Kippenberg geschickte Liste mit 24 Autoren, von denen dann 16 mit den von Hofmannsthal genannten Erzählungen in der Sammlung vertreten sind, die schließlich aus Umfanggründen auf 20 Erzähler beschränkt werden mußte. Nur bei drei Autoren hatte Hofmannsthal noch keinen Text vorschlagen können: bei Immermann, Otto Ludwig und Charles Sealsfield (Karl Anton Postl). Es fehlen dann auch Immermann und Ludwig, dazuhin Chamisso, dessen »Peter Schlemihl« (so die Begründung gegenüber Kippenberg) »nicht gut, ja sogar schwer lesbar und langweilig« sei, und Heinrich Heines »Rabbi von Bacherach«. Warum Heine das Feld räumen

mußte, bleibt rätselhaft. In der Korrespondenz mit dem Verleger wird er nie mehr erwähnt.

Die »Deutschen Erzähler« blieben ein »Schmerzenskind« für Verleger und Herausgeber. Nach fünf Monaten waren erst 900 Exemplare verkauft, erst im November 1913 wird das zweite Tausend gedruckt. Die öffentliche Resonanz ist spärlich und eher unfreundlich. Enttäuscht klagt Kippenberg Ende Februar 1913, die Presse habe, »mit wenigen rühmlichen Ausnahmen«, Bedeutung und Zweck dieses Unternehmens nicht erkannt; doch dies sei »kein Wunder, wenn man den Tiefstand unserer heutigen literarischen Kritik« kenne. Wilhelm von Scholz hatte im Februar 1913 in einer wohlmeinenden Besprechung angemerkt, »dem gebildeten Leser« werde in diesen Bänden »nichts Neues«, »sondern Liebes und Vertrautes«, nichts »aus dem Staub der Bibliotheken Gerettetes« gegeben, sondern das, »was vom Allgemeinen und Bekannten das Herz des Dichters berührt« habe. Und auch Hermann Hesse hatte zuvor – im Dezember 1912 in der »Neuen Zürcher Zeitung« – einschränkend gesagt: »Das Werk stellt einen schönen Überfluß dar, den zu kritisieren man keine Lust fühlt.« Es enthalte nichts, was nicht jeder feinere Leser längst kenne und besitze. Er empfahl die Bände als Geschenk für junge Literaturfreunde, wobei der Schwabe Hesse beklagt, daß Johann Peter Hebel, der Alemanne, ihm in der Sammlung fehle.

Sind die Erzählungen, die Hofmannsthal in »früherem oder späterem Alter« unvergeßlich berührt haben, nicht doch mehr als nur die individuelle Auswahl des Dichters, sind sie nicht doch, wie Wilhelm von Scholz sagte, etwas »Allgemeines«, Teil des durch Schule, Elternhaus, durch die bürgerliche Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als Maß gebend statuierten, literarischen Erbes – hätten sie also eine Art kanonischen Charakter? Dem widerspräche Bodenhausens Eingeständnis in seinem Brief an Hofmannsthal vom 19. Januar 1913, er sei »ganz beschämt und förmlich und ernstlich erschrocken«, daß er kaum vier dieser Erzählungen kenne. Und Bodenhausen war ja nun wahrlich ein gebildeter Mann. Ist die Auswahl also doch eine von literarisch Tätigen für die mit deutscher Literatur enger Vertrauten? Also – ungewollt – für einen »Kreis« zusammengestellt, in unserem Fall auf Hofmannsthals Freundeskreis reduziert, wie Hesse nicht ganz zu Unrecht befürchtet hatte? Wie auch Dichter und

Verleger recht betroffen erkennen mußten? Und was tut Hesse im Grunde anderes als Hofmannsthal, wenn er 1915 in seinem Aufsatz »Deutsche Erzähler« seine beschriebene Auswahl sich als eine Art »Hausbibliothek« vorstellt? Ist es eine Hausbibliothek fürs Volk oder nur eine für die »Gebildeten«?

Aus dem von Hofmannsthal begrenzten Zeitraum nennt Hesse sieben Titel, die auch in Hofmannsthals Sammlung stehen, und bis auf drei – Büchner, Fouqué und Sealsfield – möchte er auch von den anderen bei Hofmannsthal vertretenen Autoren einen Titel oder eine Werkauswahl im Bücherregal stehen haben. Stifters »Studien« hatte Hofmannsthal zunächst auch vorgesehen; doch sie hätten einen eigenen Band beansprucht, und so trat an ihre Stelle der »Hagestolz«. Schillers »Geisterseher«, den man bei Hofmannsthal findet, erscheint Hesse trotz Lobes entbehrlich. Dafür aber möchte er den »Peter Schlemihl« von Chamisso nicht missen. Wie Hofmannsthal ursprünglich auch Immermann und Otto Ludwig in die Sammlung aufzunehmen überlegte, möchte auch Hesse beide in seiner »Hausbibliothek« vertreten wissen. Schließlich bleibt wichtig, was Hesse 1915 zum Vorschlag einer solchen Bibliothek bewog. Hatte er 1907 in dem Aufsatz »Umgang mit Büchern« lapidar festgestellt, es gäbe keine Liste von Büchern, die man unbedingt gelesen haben müßte und ohne welche kein Heil und keine Bildung sei, es gäbe aber eine beträchtliche Zahl von Büchern, die zum eigenen Besitz eines Individuums werden könnte, so klingt es nun anders. Gleich der erste Satz sagt, warum sich Hesse mit dem Gedanken einer Bibliothek deutscher Erzähler trägt: »Die Kriegszeit nötigt uns, des eigenen Wesens wieder möglichst klar bewußt zu werden.« Als Auswahlkriterien gelten ihm wie Hofmannsthal die naiv-menschliche und die ästhetisch-formale Wertung; und dann heißt es: »Am höchsten werden uns denn immer jene Werke stehen, von welchen wir uns ebenso menschlich bestärkt wie ästhetisch befriedigt fühlen.« Wenige Sätze später bringt er es auf den Punkt, wenn er konstatiert, daß »Einklang von Talent und Charakter« den idealen Autor kennzeichneten, was man einfacher »Treue zum eigenen Wesen« nennen könne: »Wo wir sie finden, haben wir Vertrauen. [...] Und am sichersten wurzelt unser Vertrauen, wenn wir bei einem Dichter Eigenschaften finden, die wir als Volks- oder Stammes-eigentum wiedererkennen.« Der herbe Schwabe Hesse steht hier dem

Österreicher Hofmannsthal mit seinen Vorstellungen doch nicht so fern.

Nachdem von den beiden Insel-Bändchen »Der Tor und der Tod« und »Der Tod des Tizian«, wie auch von den »Gedichten und kleinen Dramen« zehntausende von Exemplaren im Frühjahr 1914 verkauft waren, mußte Kippenberg Hofmannsthal melden, daß die »Deutschen Erzähler« weiterhin das Schmerzenskind seien. Und dies, obwohl die Einleitung zu der Sammlung im Insel-Almanach aufs Jahr 1914 nochmals gedruckt worden war. Als dann der Krieg ausgebrochen war, sah Hofmannsthal die Möglichkeit einer breiteren öffentlichen Wirkung für die Sammlung gekommen. An den Insel-Verlag schrieb er am 26. November:

Es würde mir, um der Sache willen, so sehr viel daran liegen daß unsere Sammlung Deutscher Erzähler gerade im gegenwärtigen Moment nicht als non existent von den Deutschen betrachtet würde. Es ist ja fast, als wäre sie im (geahnten) Hinblick gerade auf diesen Moment hergestellt.

Hofmannsthal erinnert dann an die Schlußpassage seiner Einleitung, die man doch als Prospekt verwenden oder auf eine Schleife drucken könne. Er meint, »das Buch *dürfte* in diesem Jahr nicht ignoriert werden«.

Ein letztes Werben brachte wenig ein: In der »Neuen Freien Presse« vom 20. Dezember 1914 empfahl Hofmannsthal »Bücher für diese Zeit«, Bücher, die als ein fester Bestand von Generation zu Generation weitergegeben würden. Johann Peter Hebels »Schatzkästlein« nennt er und Möser »Patriotische Phantasien«, er weist natürlich auf Goethe als die Mitte, auf Schillers Dramen, Hölderlins »Hyperion«, auf Bräkers »Armen Mann im Tockenburg«, auf Grimms Hausmärchen, auf andere in den »Deutschen Erzählern« vorgestellte Autoren, und so beschließt Hofmannsthal seinen Essay mit dem Hinweis auf seine Sammlung und setzt nun den letzten Satz seiner Einleitung dazu ans Ende. Anfang 1918 waren schließlich etwa fünftausend Exemplare verkauft.

Noch ehe die »Deutschen Erzähler« an die Öffentlichkeit gekommen waren, deutete Hofmannsthal 1912 in einem Brief an Kippenberg einen »neuen Plan« an: wohl den eines »Deutschen Lesebuchs«. Dabei dachte Hofmannsthal damals offensichtlich ebenfalls an den Insel-Verlag als Publikationsort. Doch ehe das Projekt verwirklicht werden

konnte, stellte der Beginn des Krieges andere Aufgaben. Das »Deutsche« hatte zurückzutreten hinter der »Bejahung Österreichs«, wie der Titel von »Gedanken zum gegenwärtigen Augenblick« lautet, die Hofmannsthal Anfang November 1914 in die von seinem Freund Felix Oppenheimer mitherausgegebene »Österreichische Rundschau« und gleichzeitig, um den Anfang gekürzt, in den »Kriegs-Almanach« 1915 des Insel-Verlags gab.

Es gibt immer wieder Äußerungen Hofmannsthals, die auf die Wechselwirkung von Politik und Geist hinweisen. In diesem Beitrag wird lapidar vermerkt, daß Politik und Geist »identisch« seien, – eine (an Platen sich orientierende) Vorstellung, deren utopischer Charakter die kulturpolitischen Bemühungen Hofmannsthals bis zu seinem Lebensende belastete und zum Teil sogar an den historischen Gegebenheiten scheitern ließ. Für Hofmannsthal war der Krieg ein Verteidigungskrieg wie der gegen die Türken im Ausgang des 17. Jahrhunderts. Ein »Verteidigungskrieg«, von dem Hofmannsthal sprach, war es ja nicht nur auf den Schlachtfeldern. Es ging um die innere Verteidigung des Staatsgebildes Österreich sowie gleichermaßen um dessen ideelle Rechtfertigung. Und so wurden seine publizistischen Unternehmungen nun eine »patriotische« Aufgabe, die »das österreichische Gefühl beleben« sollte. Manche seiner Aufsätze aus der Anfangszeit des Krieges mögen einen gewissen amtlichen Charakter zeigen, geschrieben, als er im Kriegsfürsorgeamt, man sagt besser vielleicht: *fürs* Kriegsfürsorgeamt in Wien tätig war. Was er aber als Herausgeber leistete, das war ihm ganz persönliches Anliegen, bar jedes offiziellen k.k. Charakters.

Die »Ehrenstätten Österreichs«

Zwei Pläne beschäftigten Hofmannsthal spätestens seit dem Oktober 1914: ein Bildband, der den Titel »Ehrenstätten Österreichs« erhalten sollte, und eine Buchreihe, die in der Planung noch den Titel A.E.I.O.V. trug. Diese wurde verwirklicht, jener blieb Plan. Wegen beider Veröffentlichungen war Hofmannsthal mit einem österreichischen Verleger – das gebot schon der patriotische Ansatz –, mit dem Wiener Buchhändler Hugo Heller, im Gespräch.

Mit einem Aufruf an einen ausgewählten Kreis von Persönlichkeiten warb Hofmannsthal im Verein mit dem Grafen Colloredo und

dem Direktor des »Haus- Hof- und Staatsarchivs« Hans Schlitter Anfang November um Unterstützung des Vorhabens. Dieser Aufruf, ein Brief Hofmannsthals an Hermann Bahr und einige Notizen Hofmannsthals, die Martin Stern bekannt gemacht hat, geben ein ungefähres Bild dessen, was dem Dichter vorgeschwebt hatte: Der Band sollte etwa 300 Photographien enthalten mit nur knappen Kommentaren Hofmannsthals. Die Bilder sollten »an ein ehrfürchtig-freudiges, aber immer an ein lebendiges Empfinden auch der breiteren Menge appellieren«. Eine Aufschwung gebende Erinnerung sollten sie in diesen Kriegszeiten wecken. In dem Band sollten Gedenkstätten aus allen »in diesem ehrwürdigen Reich« vereinten Völkern und Stämmen das »österreichische Gefühl« beleben. Dabei dachte Hofmannsthal durchaus auch an solche Orte, die den Ländern *vor* der Vereinigung in der Monarchie historisch denkwürdig geworden waren, wie zum Beispiel böhmische Stätten, die an die Zeit der Přemysliden oder an den Husiten-Führer Jan Žižka erinnern. Nicht aufnehmen wollte Hofmannsthal die »Länder polnischer« Zunge, deren Geschichte nicht österreichisch, sondern polnisch sei. Wichtiger aber ist noch dieses: Da in dem Ganzen ein »pathetisches Moment« mitschwingen sollte, ja dem gesetzten Zwecke nach mitschwingen mußte, sollten keine Örtlichkeiten in dem Band erscheinen, die eine zwiespältige Erinnerung beim Betrachter wecken könnten. So wünschte sich Hofmannsthal zu Wallenstein wohl das Waldstein-Palais in Prag oder das Schloß Friedland in dem Buch, keinesfalls aber das Stadthaus in Eger, in dem Wallenstein ermordet wurde.

Vielleicht sind gerade solche Vorgaben Hofmannsthals der Hauptgrund für das Scheitern des Projektes. Hofmannsthal mußte das sehr bald aus seinem Briefwechsel mit dem Intendanten des Prager Nationaltheaters Jaroslav Kvapil erfahren, den er auf Rat und Empfehlung Hermann Bahrs um Mithilfe gebeten hatte und die dieser auch zu geben bereit war; dies jedoch nicht, ohne eindringlich auf das äußerst gebrochene Verhältnis der Tschechen zu Österreich, zu den Habsburgern aufmerksam zu machen. Und auch Hugo Heller, der das Buch verlegen sollte, beklagte 1915 in einem Brief an Bahr Hofmannsthals harmonisierenden Entschluß als Einengung; denn nach seiner Ansicht hätten in einer solchen Publikation auch Örtlichkeiten ihren Platz haben müssen, die zum Beispiel mit der Protestantenvertreibung oder

den Bauernkriegen verbunden sind. Sie hätten in *sein* Buch, das er lieber »Geweihete Stätten in Österreich« betitelt hätte, hineingehört. »Ehrenstätten in Österreich« hätte Hofmannsthal breiteren Spielraum gelassen als der auch Bahr nicht glücklich gewählt erschienene Titel »Ehrenstätten Österreichs«. In dem »in«, da liegt der Unterschied. Denn dann hätten auch die in der Monarchie vereinten oder in diese hineingezwungenen Völker und Stämme *ihre* Denkstätten einbringen können. Vielleicht hätte das eine harmonisierendere Wirkung gehabt als Hofmannsthal's k.k. offiziöse Loyalität, von der Heller spricht, die am Ende doch die Dominanz Österreichs, die Dominanz des deutschen Elementes der Monarchie festschrieb. Das verraten auch die in dem Aufruf angeführten Beispiele. Der Titel, so heißt es da, deute an,

daß ebensowohl ein Wohnhaus Beethovens [...] abzubilden sein wird, als eine Vedute des Schlachtfeldes von Aspern; ebensowohl die Stelle des montenegrinischen Meeresufers, an welchem unsere Zenta nach heroischem Kampf gesunken ist, als die Wirkungsstätte eines heiligen Klausners und Glaubensboten.

Und auch die vier Notizblätter zu den »Ehrenstätten« legen das Gewicht auf den deutschen Anteil, besonders im Bereich der Musik und Literatur. Vielleicht haben auch die Differenzen zwischen Hofmannsthal und Heller, die ebenso bei der Gründung der »Österreichischen Bibliothek« hervortraten, dazu geführt, daß der Bildband nie erschien. Sicher kann man auch Heinz Lunzers Argument akzeptieren, daß Hofmannsthal – hätte er das Buch unbedingt gewollt – es bei einem anderen Verleger hätte unterbringen können, wie das mit der »Österreichischen Bibliothek« geschah.

Wie bei der Zusammenstellung der »Deutschen Erzähler« leitete Hofmannsthal auch bei dem Projekt der »Ehrenstätten« ein lebhaftes inneres Interesse. So bat er Anfang Januar 1915 Kvapil, er möge ihm den »Überschwang« vergeben, mit dem er schreibe; aber, betont er, »mit Richten und Hadern, mit Trockenheit und Routine ist nun bis zum Überdruß gewirtschaftet worden, und nicht zum wahren Dienst der beiden Völker, auch nicht von ihren besten Söhnen.«

Die »Österreichische Bibliothek«

Mit diesem patriotischen Überschwang setzte er auch die »Österreichische Bibliothek« ins Werk. In dem Neujahrsbeitrag für die »Neue

Freie Presse« mit dem programmatischen Titel »Aufbauen, nicht einreissen« spricht er von dem glücklichen Lebensgefühl, das erhaltend wie auch unternehmend sei.

Denn auch zum Erhalten des ererbten Guten gehört Mut und ein lebendiger Aufschwung der Seele; nichts erhält sich von selber [...] es muß beständig gewahrt und verteidigt werden, und das kann nicht in einem dumpfen mutlosen Sinn geschehen, sondern es bedarf der inneren Wärme gerade so wie die kühne Begründung des Neuen.

Die Idee zu einer solchen Bibliothek jedoch nimmt Hugo Heller in einem Brief an Bahr vom 31. August 1915 für sich in Anspruch. Allerdings bemerkt er dazu: »meine Grundzüge waren ziemlich unklar und in mehreren Gesprächen mit Hofmannsthal wurde erst jene Form geprägt, wie sie nun vorliegt.«

Hofmannsthal wurde schnell aktiv. Er besprach den Plan mit Leopold von Andrian, überdachte einen Prospekt, mit dem A.E.I.O.V. angekündigt werden sollte und den er mit der Devise Kaiser Friedrichs III., dem letzten in Rom gekrönten deutschen Kaiser, beginnen will: »*Aller Ehren Ist Österreich Voll*« – nicht mit der lateinischen Deutung der fünf symbolischen Vokale: »*Austria Erit In Orbis Ultimo*«. Er versicherte sich der sammelnden und redaktionellen Mit Hilfe Felix Brauns, der schon an den Vorbereitungen des Bildbandes teilgenommen hatte, und Max Mells. Beide sollten auch als Herausgeber einzelner Bände sich beteiligen.

Schon im Oktober 1914 dankte Hofmannsthal Braun, daß dieser den Band »Audienzen bei Kaiser Joseph« übernehmen wollte, und im selben Monat bat er Mell um Suche von »merkwürdigen Stellen« aus Grillparzers Trauerspielen, die ihm für seinen eigenen, die Reihe anführenden Band »Grillparzers politisches Vermächtnis« hilfreich sein könnten. Im selben Brief übrigens »autorisierte« er Mell, das Bändchen mit Dokumenten aus dem Krieg gegen Napoleon »1809« dem jungen Prager Schriftsteller Otto Zoff zu übertragen. Er war also von Anbeginn der Herausgeber der Reihe, wie auch der Andruck des von Hofmannsthal geplanten Prospektes für den Verlag Hellers »Ankündigung. A.E.I.O.V. Bücher aus Österreich« ausweist. Als Mitwirkende sind dort neben Andrian, Mell und Zoff u.a. noch Richard von Kralik, Robert Michel, Hans Schlitter und Anton Wildgans aufgeführt. Und Hofmannsthal beginnt die Ankündigung mit dem schon

genannten Wahlspruch Kaiser Friedrichs III., betont gleichzeitig, daß die »hochgespannte Deutung des Siebzehnten Jahrhunderts«: »*Austria Est Imperare Orbi Universo*« der Geschichte überwiesen sei, er sich aber freudig zu der berühmtesten Ausdeutung der fünf Vokale: »*Austria Erit In Orbe Ultima*« bekenne. Mit der Herausgabe der »Bücher aus Österreich« solle das Bewußtsein, es gebe ein Österreich als ein lebendiges Wesen, durch die »Verweser geistigen Besitzes« bewahrt, gestärkt und geläutert werden. Und Hofmannsthal hält auch hier fest, daß kein Amt und kein Auftrag, ebenso wenig die Aussicht auf einen materiellen Gewinn das Unternehmen in Gang gebracht habe. Und wichtig schließlich: In dieser Buchreihe soll geistiges Besitztum *aller* Völker und Stämme der Gesamtmonarchie einen Platz finden.

In dem Ende Oktober / Anfang November 1914 entworfenen Prospekt werden, neben den schon genannten Titeln von Hofmannsthal, Mell, Zoff und Braun (der übrigens nicht bei den Mitwirkenden genannt ist), Bändchen über »Lissa und Custozza« (Heinrich Friedjung) und »Bismarck über Österreich« (Franz Zweybrück) für eine »Erste Reihe« angekündigt, deren Erscheinen noch vor Weihnachten 1914 vorgesehen war. Es blieb bei dieser ersten Zusammenstellung, jedoch nicht bei dem genannten Erscheinungstermin. Das mag einmal an dem zögerlichen Eingang der Manuskripte gelegen haben, zum anderen an den zwischen Hofmannsthal und Heller entstandenen Differenzen, die schließlich dazu führten, daß im Februar 1915 Hofmannsthal sich telegraphisch an den Insel-Verlag wandte mit der Anfrage, ob dieser gewillt sei, A.E.I.O.V. (so lautete immer noch der Titel) zu übernehmen, da der »in Aussicht genommene Wiener Verleger mir unzulänglich« erscheint. Kippenberg machte sich unverzüglich auf den Weg nach Wien, und so erschien die Reihe am Ende doch »draußen«. Hofmannsthal sah darin durchaus Positives: er erhoffte sich durch Kippenberg stärkste Förderung des Unternehmens, auch, weil die Bändchen mit der erfolgreichen Insel-Bücherei korrespondierten; zudem erwartete er sich davon auch eine Art außenpolitischen Effekt, indem den Deutschen Österreich mit allen seinen Problemen verständlicher gemacht werden könnte. Er hatte das schon im Januar 1915 in der Berliner »Vossischen Zeitung« mit seinem Aufsatz »Wir Österreicher und Deutschland« versucht, an dessen Anfang der Satz steht:

Es darf, auch in dem heutigen sehr ernstesten Zusammenhang, ausgesprochen werden, daß Österreich unter den Ländern der Erde eines der von Deutschen ungekannten oder schlechtest gekannten ist.

Dem konnte vielleicht die Hofmannsthalsche Reihe etwas abhelfen. Und so schrieb Hofmannsthal eine neue Ankündigung, diesmal einer »Österreichischen Bibliothek«; denn Hofmannsthal und Kippenberg müssen sich schon bei ihrem Wiener Gespräch Mitte Februar einig gewesen sein, daß der Titel A.E.I.O.V. als zu spezifisch österreichisch für eine auch und vielleicht wesentlich auf Deutschland zielende Unternehmung nicht taugen konnte. Jedenfalls ist von nun an nur noch von der »Österreichischen Bibliothek« die Rede, und Hofmannsthal versuchte auch Bedenken Kippenbergs wegen einer möglichen Konkurrenz mit der Insel-Bücherei dadurch zu zerstreuen, daß er hervorhob, die »Österreichische Bibliothek« sei mehr politisch als literarisch ausgerichtet. Die gemeinsame Arbeit ging insgesamt harmonisch und zügig voran.* Hier nur ein paar Stichworte zum Fortgang:

Im April 1915 lagen die Manuskripte für die erste Reihe beim Verlag und bereits Anfang Mai kamen die Korrekturabzüge. Zur selben Zeit war eine kurze Ankündigung der »Österreichischen Bibliothek« mit den Titeln der ersten Reihe gesetzt. Sie soll nach Hofmannsthals Urteil (ein solcher Druck ist nicht mehr aufzufinden) »ausgezeichnet« ausgesehen haben. Satz und Druck zogen sich dann bis in den Juli hin. Mit seiner programmatischen Ankündigung der »Österreichischen Bibliothek« wartete Hofmannsthal, bis der Erscheinungstermin feststand. Intensiv beschäftigte sie ihn dann in der zweiten Juli-Hälfte, da die Auslieferung für die letzten Tage des Monats festgesetzt war und Hofmannsthal gleich darauf seinen Text in die »Neue Freie Presse« geben wollte. Am 15. August stand die »Ankündigung« in deren Feuilleton.

Welches immense Maß an Mühen Hofmannsthal bis dahin für das Unternehmen auf sich genommen hatte, lassen die Korrespondenzen aus diesen Monaten ahnen. Er leistete ja nicht nur die herausgeberi-

* Sie ist in dem von Gerhard Schuster herausgegebenen Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und dem Insel-Verlag ausführlich dokumentiert, und ebenso geben die Briefwechsel mit Braun und Mell, mit Andrian, Wildgans und Redlich Auskünfte, wie auch die Arbeit von Heinz Lunzer über Hofmannsthals politische Tätigkeit in den Kriegsjahren 1914 bis 1917 und die Dokumentationen Martin Sterns über Hofmannsthal und Böhmen in den ersten Heften der Hofmannsthal-Blätter.

sche Arbeit des Zusammentragens und -stellens der Reihen, sondern er griff immer wieder redigierend ein, wie zum Beispiel bei dem Bändchen »1809« von Zoff; zudem kümmerte er sich um Details. So fragte der Verlag an, ob es sich nicht empfehlen würde, statt »Österreichische Bibliothek« »Östreichische« zu sagen, wegen der besseren Lesbarkeit auf dem Aufklebeschild des Umschlags. Hofmannsthal reagierte prompt mit einer Karte aus Krakau: »bitte auf den Schildchen unbedingt ›Österreichische Bibliothek‹ beibehalten die verkürzte Form klingt hier ganz fremd.« Und er moniert beim Titel der »Audienzen bei Kaiser Joseph« die vom Verlag angefügte II: »Der Name ist nur ohne die römische Ziffer populär«, belehrt er im Juni 1915 den Verlag.

Was Hofmannsthal mit der ihm »im gegenwärtigen Zeitpunkt nötig erscheinenden Unternehmung«, mit der er unwissend zunächst in die Fußstapfen Philipp Graf Stadions getreten war, vorschwebte, hat er in der »Ankündigung« in diesem Satz zusammenfaßt:

Nicht, was da und dort ein Gebildeter über ein Ding oder über die Zusammenhänge der Dinge gesagt hat, müßte den eigentlichen Kern dieser Bibliothek ausmachen, sondern es müßte in ihr zusammengetragen werden, was an tausend Stellen dem Leben selber entfließt, wie Harz den angeschnittenen Bäumen.

In der folgenden Aufzählung dessen, was in einer solchen Bibliothek vereint sein könnte oder sollte, wird deutlich, wie eng die »Österreichische Bibliothek« und der Plan der »Ehrenstätten« verbunden waren. Wenn Hofmannsthal die zarte Stimme der in Linz geborenen Marianne von Willemer hören, wenn er den »Magiergeist eines Paracelsus« aufglühen, »Nachricht und Spuren vom frühen Wandel unserer Glaubensboten« sich mit »blutigen Ruhmestaten unserer Heere« kreuzen lassen möchte, so korrespondiert das mit den von ihm für den Bildband notierten Örtlichkeiten: Marianne von Willemer – Linz; Paracelsus – Salzburg; die Wirkungsstätte eines heiligen Klausners oder Glaubensboten; das Schlachtfeld von Aspern oder der Kampfplatz der Zenta. Notiert hatte sich Hofmannsthal für die »Ehrenstätten« auch: »occupierte Provinzen: Mostar (Schonung des Islam)«. Das hat seinen Part in der Bibliothek in dem Bändchen von Robert Michel »Auf der Südbastion unseres Reiches«, das in der »Zweiten Reihe« herauskam. Es ist eines der Bändchen, die nach

Hofmannsthals Wunsch von dem zeugen sollen, was die vielen Völker der Monarchie an Eigenem *und* an Gemeinsamem besitzen; so, wie er von Anton Wildgans sich im Dezember 1914 einen Band mit Gedichten erbat, unter denen auch eines als »bestimmender Abschluß« sein sollte, das »beseelte Worte über unsere vielerlei Völker zu sagen wüßte, über das Beieinanderhausen der Deutschmährer und tschechischen Mährer, dieser wieder mit den Slovaken, über das Teilhaben an der gleichen Landschaft [...]«.

Die Antwort von Wildgans auf dieses Verlangen gibt Hofmannsthals mit der »Österreichischen Bibliothek« angestrebtem Ziel eine schärfere Kontur: Wildgans sah in Hofmannsthals Bemühen die Tendenz, eine gleichberechtigte Stellung des slawischen Elements unter der Krone zu akzeptieren, um die Einheit des Staatsgebildes Österreich zu erhalten, in dem Hofmannsthal noch immer die Ideen der alten Universalmonarchie lebendig erschienen. In den Notizen zu der 1916 in Skandinavien gehaltenen Rede »Die Idee Europa« steht, fast als ein Bekenntnis:

Wer sagt »Österreich«, der sagt ja: tausendjähriges Ringen um Europa, tausendjährige Sendung durch Europa, tausendjähriger Glaube an Europa. Für uns, auf dem Boden zweier römischer Imperien hausend, Deutsche und Slawen und Lateiner, ein gemeinsames Geschick und Erbe zu tragen auserlesen, – für uns wahrhaft ist Europa die Grundfarbe der Planeten, für uns ist Europa die Farbe der Sterne, wenn aus entwölktem Himmel wieder Sterne über uns funkeln.

Wildgans aber sah die Existenz Österreichs einzig in der Vormachtstellung der Deutschen in der Monarchie und in dem eine solche Stellung sichernden Bündnis mit dem Deutschen Reich. Ist Hofmannsthals Blick europäisch – auch Böhmen, Mähren, die Slowakei, österreichisch-Galizien wie Kroatien waren ihm Europa, so ist der von Wildgans auf das Deutsch-Österreichische, auf das Großdeutsche verengt. (Die dreißiger Jahre haben uns das dann ja leider bestätigt.)

Bedauerliches, für Hofmannsthal tragisches Faktum bleibt, daß am Ende nur wenige Bändchen seine idealen Vorstellungen erkennen lassen. Das Vorgenommene dokumentieren neben dem Bändchen von Robert Michel nur das von Friedrich Eckstein über die »Böhmischen Brüder« und Paul Eisners »Tschechische Anthologie«. In der 26bändigen Reihe dominiert letztlich das deutsch-österreichische Element.

Die »Österreichische Bibliothek« fand nicht wie die Insel-Bücherei, an die sie im Format angeglichen war, jene erhoffte Resonanz in Österreich und in Deutschland. Die »Vierte Reihe« mit den Bänden 21 bis 26 wurde im Mai 1917 ausgeliefert. Eigentlich hatte Kippenberg sie wegen der durch den Krieg bedingten Herstellungsschwierigkeiten schon nicht mehr bringen wollen. Dennoch bemühte sich Hofmannsthal vergeblich noch um die Zusammenstellung einer fünften. So endete mit dem von Felix Braun ausgearbeiteten Bändchen »Schubert im Freundeskreis« das Unternehmen, dem doch manches Zufällige anhaftete. Es fehlte zudem auch bei manchem der Autoren das »Feuer der Liebe«, wie Hofmannsthal betrübt feststellen mußte. So beklagte er bei dem von Richard Smekal vorgelegten Manuskript über das Burgtheater die Lässigkeit, mit der es gemacht worden sei, und dessen Mittelmäßigkeit. Es kam schließlich nicht in die Bibliothek. »Die Leute machen sichs gar leicht! Verantwortungsgefühl = 0! Wenn aber *wir* schließlich die Bändchen machen, wozu bezahle ich diese Smekals und Zoffs?«, schimpfte er Braun gegenüber: ohne dieses lebendige Feuer werde die »Bibliothek ein Sammelsurium von Professoren-Tractätchen«.

Den Schlußpunkt setzte schließlich das Kriegsende mit dem Zusammenbruch Österreichs. Am 1. August 1919 schrieb Kippenberg an Hofmannsthal, der dem Verleger den neuen Plan einer »Tschechischen Bibliothek« eröffnet hatte:

Unsere Österreichische Bibliothek schwebt nun, da es ein Österreich in dem Sinne, wie sie es widerspiegeln wollte, nicht mehr gibt, weder Deutschmeister noch Südbastionen des Reiches, noch Erinnerungen an Custozza und Lissa, die man wachhalten möchte, in der Luft. Natürlich liegen die Bände wie tot da [...].

Einige Titel aus dieser nun tot daliegenden Reihe konnte Kippenberg in die Insel-Bücherei hinüberretten.

»Der Österreichische Almanach auf das Jahr 1916« und das »Nationenbuch«

Mit dem Konzept der »Österreichischen Bibliothek« hing eine andere Publikation eng zusammen: der »Österreichische Almanach auf das Jahr 1916«: Kippenberg hatte einen solchen im Juni 1915 angeregt und Hofmannsthal gebeten, wenn er einverstanden sei, diesen zu-

Hofmannsthal als Herausgeber 193

sammenzustellen. Hofmannsthal war darauf eingegangen, hatte postwendend inhaltliche Vorschläge gemacht (der Brief an Kippenberg ist verschollen) und in den letzten Junitagen mit Felix Braun gesprochen, dem er die Mitredaktion des Almanachs übertrug. Der Inhalt ist überwiegend historisch, wobei Hofmannsthal zum Teil auf Anregungen Kippenbergs Rücksicht nahm.

So brachte er von Jacob Burckhardt eine Passage über den Staat aus den »Weltgeschichtlichen Betrachtungen« (nicht aus der »Kultur der Renaissance«, wie Kippenberg empfahl), legte Franz Josephs Aufruf »An meine Völker« nach der Kriegserklärung Italiens vor und beschloß den Almanach mit einem Gedicht des Insel-Autors Albrecht Schaeffer, der Geschichte und Legende von dem galizischen Mädchen Rosa Zenoch, das böhmischen Soldaten in der Schlacht Hilfe gab. Auf dringende Bitten Kippenbergs nahm er Verse aus Rilkes »Stundenbuch« auf, wegen des »halb-slawischen darin« (so an Braun), und bat den ungeliebten Stefan Zweig um einen Beitrag. Von diesem steht dann die schon in der »Österreichischen Rundschau« gedruckte Würdigung des Gedicht-Zyklus' »Hände« von Otokar Březina, von Hofmannsthal etwas gekürzt, im Almanach. Zweig wies Hofmannsthal auch auf das Gedicht »Kote 708« von Berthold Viertel hin, das die österreichischen (also deutschen), kroatischen und ungarischen Soldaten anspricht. »Mit Vergnügen« nahm Hofmannsthal den Vorschlag auf. Braun schickte Hofmannsthal eines der letzten Gedichte Georg Trakls »Die Nacht«. Hofmannsthal akzeptierte es, bat aber, ihm keine weiteren Gedichte des im November 1914 tragisch Verstorbenen zu schicken. (Dazu sei angemerkt: Mich hat immer verwundert, daß Hofmannsthal nur hier Trakl zur Kenntnis nimmt; sonst völliges Schweigen. Nur einmal noch, 1926, besinnt sich Hofmannsthal seiner, als er nach einem »eigentlichen dichterischen Beitrag [zeitgenössischen]« für das dritte Heft der zweiten Folge seiner »Neuen deutschen Beiträge« suchte: »Ob dieser Trakl nichts hinterlassen hat?« fragte er Max Mell.) Der stille, aber eifrige Mitherausgeber Braun und Hofmannsthals Freunde Bahr, Mell und Michel sind vertreten und das »Gebet für Österreichs Volk und Kämpfer«; die 1914 entstandenen Verse »Das große Händefalten« von Wildgans leitet die Reihe der Texte ein, denen Hofmannsthal Grillparzers Loblied auf Österreich aus dem Trauerspiel »König Ottokars Glück und Ende« als

Motto voranstellte. Hofmannsthal wollte etwas ganz anderes als eine Anthologie lebender Schriftsteller, die Kippenberg ein bißchen im Sinne hatte. Schon die Aufnahme Zweigs war ihm im Grunde zuwider. Denn nichts schien ihm »weniger österreichisch« als solche »Wiener Litteratenfiguren«. Deshalb fehlen auch Namen wie Altenberg, Auernheimer, Salten, Schnitzler oder auch Werfel, die für ihn »unvergleichlich namhafter« als Zweig waren.

Auch der »Almanach« war für ihn eine politische Aufgabe, so wie auch sein »Kinderbildbuch »Prinz Eugen«, das der »Belebung des nationalen Gefühls« dienen sollte, wie er im November 1915 an den Feuilletonredakteur und späteren Diplomaten Paul Zifferer schrieb. Das zeigte sich auch bei der Diskussion um die Einbandgestaltung des Almanachs. Kippenberg hatte den Buchausstatter Emil Rudolf Weiß um einen Umschlagentwurf gebeten. Weiß muß eine Zeichnung vorgelegt haben, die die enge Verbindung des Deutschen Reichs und Österreichs symbolisieren sollte. Hofmannsthal reagierte darauf etwas gereizt in seinem Brief an Kippenberg vom 7. Juli 1915:

Bezüglich Umschlag möchte ich das Bildchen von Weiß nicht haben – überhaupt kein Bildchen – auch nicht das ewige Bündnis – das ja in der Realität stark genug ist: es soll ja kein »Bündnisalmanach« sondern neben Ihrem deutschen, ein oester. Insel-almanach sein.

Kippenberg lenkte ein, meinte, daß der Entwurf von Weiß Hofmannsthals Absichten nicht entspräche, aber für einen deutsch-österreichischen Almanach berechtigt sei. – Es ist diffizil, mit dem Worte »Österreich« umzugehen – das gilt zum Beispiel auch für den Begriff der Nation: Braun scheint im Spätsommer 1915 von dem Gedanken eines »Nationenbuchs« in Selbstcharakteristiken gesprochen oder geschrieben zu haben. Hofmannsthal ging darauf kurz in einem Postskriptum zu einem Brief vom 17. September ein; er meinte, dazu könnten die Mitarbeiter nicht vorsichtig genug gewählt werden und fuhr fort:

Es müssen Dichter sein u. *Menschen*, keine Litteraten u. keine Gelehrten. Folgende scheinen mir möglich: Brezina für die Čechen (nicht allein, es müßte noch ein Mährer schreiben) – Buber für die Juden [...] Bahr für die Oberoesterreicher, allenfalls der internierte Smodlaker für die Südslaven. Für die Steirer Tiroler Deutschböhmen, deutschen Schlesier hab ich noch niemand.

Mehr über einen solchen Plan ist nicht bekannt.

Weihnachten 1913 war die Ankündigung einer neuen Privatpresse erschienen. Eine Vereinigung von Freunden des Buchgewerbes beabsichtigte, jährlich eine beschränkte Anzahl schöner Bücher herzustellen. Sie war in der von dem Bremer Willy Wiegand geschnittenen neuen Antiqua gesetzt und von diesem und Ludwig Wolde, den beiden Begründern, sowie von den drei Dichterfreunden Rudolf Alexander Schröder, Rudolf Borchardt und Hofmannsthal unterzeichnet. Die Anfänge gehen bis ins Jahr 1908 zurück. Schröder hatte damals die Anregung gegeben, nachdem 1907 bereits die Janus-Presse und die Ernst Ludwig-Presse, englischen Vorbildern nacheifernd, gegründet worden waren. Bei den Veröffentlichungen sollte es sich um Werke handeln, »deren Inhalt in einem wie immer beschaffenen Grade an die Phantasie appelliert«. Wissenschaftlicher Wert werde angestrebt, als kein älterer Text herausgegeben werden solle, der nicht von zuständiger Seite bearbeitet sei, keine Übersetzung, die nicht auch sprachwissenschaftlich »auf das nachhaltigste begründet wäre«. (Hier spricht sicherlich Rudolf Borchardt.) Zugleich mit der Ankündigung wurde ein erstes Buch vorgestellt. Hofmannsthals »Wege und Begegnungen« mit den Initialen, dem Signet und dem Einband von Schröder.

Das war die Geburtsstunde der nach den drei Bremern – Schröder, Wiegand und Wolde – benannten »Bremer Presse«: ein bibliophiles Unternehmen mit literarischem und wissenschaftlichem Anspruch. Der Krieg unterbrach zunächst die Arbeiten, die 1919 wieder aufgenommen wurden; nun aber (nach einem kurzen Intermezzo in Thomas Manns einstigem Bad Tölzer Landhaus) in München, das für die Arbeit auch die notwendigen großen Bibliotheken und die Nähe einer Universität bot.

Als nach dem Krieg neue Pläne besprochen wurden, tauchte für kurze Zeit der Gedanke auf, den »Hesperus« neu zu beleben. Zugleich berieten Wolde und Borchardt über eine neue Zeitschrift, zu der Borchardt im März 1919 auch Hofmannsthal einlud. Ein neues »Athenäum« sollte sie werden, ein halbes Jahr später wollte Borchardt ihr den Titel »Titan« geben. Hofmannsthal hielt sich äußerst zurück, reagierte kaum auf Borchardts drängendes Bitten, er möge an der Zeitschrift mitarbeiten.

Im Oktober 1920 stehen wir vor der umgekehrten Situation: Nach einem Besuch Woldes in Aussee erhoffte sich nun Hofmannsthal die Mitarbeit an einer geplanten Zeitschrift, die er in einem Brief an Carl Jakob Burckhardt als »meine Zeitschrift« bezeichnete.

Und auf den Umschlag der Zeitschrift will ich aus Eigensinn draufschreiben: unter Mitwirkung von Leopold Andrian, C. J. B., R. Borchardt, R. A. Schröder und R. Pannwitz. Eine absurde Gesellschaft, aber eben gerade meine. Die Einzelnen werden nicht um Zustimmung gefragt, sonst würde zuviel Complication entstehen.

In Gesprächen im November 1920 in Wien und Anfang 1921 in München hatten Borchardt und Hofmannsthal zwar einen Konsens über die Arbeit des zukünftigen »Bremer Presse«-Verlags und über die neue Zeitschrift finden können. Er war wohl eher äußerlich, denn es blieb ein Stachel in Borchardt. An Schröder schrieb er im Sommer 1921 von der Einigung, bemerkt aber auch resigniert, was danach bleibe, werde ihm schwer, vor allem »die Constitutionalisation der Hofmannsthalschen Monarchie in der Zeitschrift«; nun sei Hofmannsthals Absicht, darzustellen, die seine sei einzugreifen. Dennoch: Wenn die Zeitschrift gelinge, so solle Schröder ihnen »zu dem schönsten und echten Gebilde« gratulieren, »das seit der historisch gewordenen Epoche großer Zeitschriften in Deutschland bestanden« haben werde. Die Situation hat einen Zug des Grotesken – bei allem Ernste: Zwei Freunde konkurrieren um die Herausgeberschaft einer Zeitschrift. Und es ist diese Konkurrenz, welche die Zusammenarbeit Hofmannsthals und Borchardts – Schröder steht etwas indifferent dazwischen – bei der »Bremer Presse« bis zu Hofmannsthals Tod immer wieder überschattet.

Als 1922 der Offizin der Verlag angeschlossen wurde, war auch der Weg frei für Hofmannsthals Zeitschrift: den »Neuen deutschen Beiträge« – wie die von Borchardt als Zweimonatsschrift geplant. Die »Bremer Presse« blieb das Gemeinschaftsunternehmen Wiegands, Borchardts und Schröders. (Wolde mußte sich aus gesundheitlichen Gründen mehr und mehr aus dem Unternehmen zurückziehen.) Aber den aktivsten Part bei der Planung und auch Durchführung des Programms übernahm Hofmannsthal, der durch seine »Beiträge« stärker eingebunden war als die beiden anderen Freunde. Hofmannsthal war

es auch, der den neuen Verlag ankündigte und Wiegand schon im August 1921 Vorschläge fürs Verlagsprogramm machte.

Was Hofmannsthal in dem Hinweis auf die vom Insel-Verlag 1920 begonnene (und von Stefan Zweig initiierte!) »Bibliotheca mundi« als die beiden Grundthemen ansieht,

die dem geistigen Leben der Deutschen seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts [...] verschränkt die Richtung geben: ein Europäismus oder darüber hinaus ein Universalismus im Sinne von Goethes letztem Lebensdrittel, ein Nationalismus, der nicht starres Festhalten ist, sondern ständig ein neues Aneignen

und das, was er in seinem Vorwort zu Paul Eisners Sammlung tschechischer und slowakischer Volkslieder betonte, daß Spracherneuerung »in der tiefen Kundschaft vom Wert und Gewicht des einzelnen Wortes« geschehe, in der Kenntnis »von der Wucht und Gewalt der Sprachwurzeln, von der Sittlichkeit, die aufgespeichert ist in den einfachsten Wendungen« – diese 1921 bzw. 1922 ausgesprochene Einsicht und Überzeugung leiteten seine Arbeit für die »Bremer Presse«. In der Verlagsankündigung heißt es so:

Die Altertumswissenschaft, durch Jahrhunderte die eigentliche [...] Geisteswissenschaft, hatte ein großes Ziel: sich die Antike anzueignen, aus ihr Lebenskunst und Lebensideal zu gewinnen. Uns ist ein früherer Geisteszustand unseres eigenen Volkes, der kaum mehr als ein Jahrhundert zurückliegt, selbst zur Antike geworden: im Sinn, daß wir, ihn heraufbeschwörend, vermeynen, aus unserem Geistigen wieder Gestalt bilden zu können. Wir haben den Zustand von 1800 – 1820 im Auge, da neben Goethe noch Schiller, Hölderlin und Novalis, zugleich auch Humboldt, Friedrich Schlegel, die beiden Grimm da waren. Wir sehen diesen Zustand nicht als ein Gewesenes an, sondern als ein noch fortwirkendes Leben, aus dessen Elementen wir uns selber zu gestalten haben.

Der Wille zu geistigem Dienst, den Hofmannsthal bewundernd fast nur noch bei Stefan George und seinem Kreis vorfindet, soll auch das Zusammenhaltende des viel lockereren Kreises um die »Bremer Presse« sein. Der Ausdruck der Verbundenheit soll »tätige Sprachliebe« sein, welche der »Herabwürdigung und Entartung des hohen Elementes, das uns alle [...] zur Nation, zusammenwirkt«, entgegenarbeiten soll. Denn: »In der Sprache leidet oder blüht der Geist des Volkes [...] in ihr ist Reinheit und untrügliches Maß.« In dem verantwortlichen Umgang mit der Sprache sieht Hofmannsthal die Möglichkeit – für ihn das Hauptziel – »zu uns selber zu kommen«.

Diesem Ziel sollen auch die »Neuen Deutschen Beiträge« dienen. In der zu gleicher Zeit veröffentlichten Ankündigung seines Periodikums steht lapidar: »Die Sprache ist alles.« Das heißt, sie ist der geistige Besitz der Nation. Den Titel seiner Zeitschrift nennt Hofmannsthal bewußt einen »bescheidenen«, »nüchternen«:

Die anmaßenden und vielversprechenden Titel sind Lügen oder leere Ornamente. [...] Was sollen uns »Prometheus« oder »Faust« oder »Hyperion«, oder etwa die »Horen« noch einmal [...] Sie deuten alle, auch die antiken, auf ein *Gewesenes* des deutschen Geisteszustandes und man kann sich weder der Arbeitsweise vergangener Zeiten bedienen, noch ihrer Bezeichnungen. Sie scheinen geistreich, aber sie ermangeln ein wenig der Strenge und des Verantwortungsgefühles.

Und wieder wird George, hier mit den »Blättern für die Kunst«, zu (vorsichtig formuliert) einer Art Leitbild. Wenn Hofmannsthal auch den Anspruch, mit dem George im ersten Heft auftrat, aus der Zeitsituation heraus als »ein wenig hochmütig« einstufte, so fand er in den »Blättern« wohl das, was er auch für den Anspruch seiner »Beiträge« ansah: daß die »einzige Haltung, die den Geistigen in einer schweren und dunklen Lage« gezieme, die einer »bescheidenen Ehrerbietigkeit gegen die europäische geistige Welt« sei. Und Jakob Grimm zitierend, daß es nichts Unedles gäbe, das nicht der angeborenen guten Art der Sprache empfindlichen Eintrag täte, konstatiert er: »[...] und des Unedlen ist nun zu viel, des Unmasses zu viel, der Verworrenheit zu viel [...]«. In diesem Sinne und mit dem Willen, der Verworrenheit wenigstens etwas abzuhelpen, der kaum vorhandenen Nation eine Mitte zu finden, begann Hofmannsthal seine Zeitschrift, deren erstes Heft im Juli 1922 herauskam. Zugleich stellte er für den Verlag, als wäre er sein eigener, sein »Deutsches Lesebuch« zusammen sowie die »Gedanken einiger deutscher Männer über die deutsche Sprache« (so der Untertitel der Sammlung »Wert und Ehre deutscher Sprache«). Er grub ein fast vergessenes Buch aus Schillers Todesjahr aus (»Geist aus Schillers »Werken«) und sammelte »Deutsche Epigramme«. Als Motto könnte man dieser reichen Tätigkeit Hofmannsthals klagenden Satz in einem Brief an Burckhardt vom Mai 1922 voranstellen: »Wir unglückselige Deutsche sind doch beständig auf der Suche nach unserer eigenen Nation«.

Wenige Wochen vor Weihnachten kam der erste Band des »Lesebuchs« in die Buchhandlungen. Mit Bestürzung hatte Kippenberg die Voranzeige Ende September im Börsenblatt gelesen, denn er sah den Plan zu einem solchen Lesebuch, dem er den Wackernagelschen Titel »Deutsches Lesebuch« hatte geben wollen, als ein gemeinsames Vorhaben an, das er mit Hofmannsthal noch in den Weihnachtstagen 1920 ausführlich besprochen hatte; so jedenfalls liest man es in Kippenbergs Brief vom 2. Oktober 1922. Rede und Gegenrede geben dann ein etwas unscharfes Bild der Vorgeschichte dieser Sammlung. Auf jeden Fall aber erfahren wir, daß Hofmannsthal sowohl die drei(vier)bändige, unter dem Haupttitel »Deutsches Lesebuch« von 1835 bis 1843 erschienene Sammlung deutscher Poesie und Prosa von Wilhelm Wackernagel als auch Stifters (gemeinsam mit dem Linzer Realschullehrer Johannes Aprent 1864 veranstaltetes) »Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen und in anderen [...] vorbereitenden Mittelschulen« als Anregung für den eigenen Plan zu Rate gezogen hat. Von Vorbildern kann man kaum sprechen, auch wenn der letzte Band von Wackernagel ausschließlich Prosa aus den Jahren 1740 bis 1842 bietet – im Gegensatz zur Gattungsvielfalt in Stifters »Lesebuch«. Auch findet man bei Hofmannsthal nur zwei der Stifter-schen Titel, einige mehr sind es aus Wackernagels Sammlung.

Der zweite Band erschien im Jahr darauf, 1923. Beide Bände vereinen unterschiedliche Prosaformen: autobiographische und biographische Texte neben historischen und philosophischen, Auszüge aus naturwissenschaftlichen Werken, aus Reden und Briefen, dichterische Prosa neben politischen Äußerungen, Landschafts- und Ortsschilderungen – nicht chronologisch geordnet, sondern jeweils korrespondierend zusammengestellt. Die 80 Texte reichen von Lessing bis zu Stifter und Otto Ludwig, decken das sogenannte »deutsche Jahrhundert« ab. Die zweite, vermehrte Auflage führt die Auswahl weiter bis zu Nietzsche und Bachofen.

Das Lesebuch erntete vielfältiges Lob. Thomas Mann rezensierte es in der amerikanischen Zeitschrift »The Dial« und gab den leicht gekürzten Text zudem in die »Vossische Zeitung«. Auch Hermann Hesse geizte diesmal nicht mit Anerkennung.⁷ Das Ganze sei eine Erinnerungshalle der großen deutschen Zeit.

Wenn jemand ernstlich darum bemüht ist, jenes vielgenannte »deutsche Wesen« kennen zu lernen, mit welchem so unendlicher Unfug getrieben

wird und welches ja dennoch irgendwo stecken und existieren muß, so lese er diese beiden Bände und er wird fühlen, daß er an der Quelle sei.

Hofmannsthal dankte Hesse im September 1924 und kam wieder auf sein Hauptanliegen zu sprechen: »man darf nicht ruhen, dieser zerklüfteten, ja zerrissenen Nation innere Einigung zu bringen, nicht durch Programme, sondern indem man eine Art geistiger Mitte herstellt.« Hofmannsthal weiß selbst, daß eine solch gewaltige Aufgabe nicht von einem einzelnen geleistet werden kann; deshalb immer wieder sein Hinweis auf einen Kreis von Menschen, der sie gemeinsam angehen müsse; deshalb auch der (später wieder fallengelassene) Gedanke, wie in den Prospekten für die »Österreichische Bibliothek«, auch auf dem Zeitschriftentitel die Mitwirkenden zu nennen. Fest baute Hofmannsthal auf das alte »Triumvirat« mit Borchardt und Schröder beim Aufbau und Durchsetzen eines gemeinsamen Verlagsprogramms – und vor allem bei der Verwirklichung seiner Absichten mit den »Neuen deutschen Beiträgen«.

Doch gerade diese Zeitschrift sollte zum großen Sorgenkind, ja Ärgernis werden. Es gab Schwierigkeiten mit der »Bremer Presse«, die den Anforderungen und Wünschen personell und auch finanziell (wovon Hofmannsthal lange nichts wußte) nicht gewachsen war. Schon beim »Lesebuch« war Hofmannsthals Geduld strapaziert worden, und das setzte sich über die Jahre hin fort.

Schwerer wog jedoch, daß Schröder (wohl aus Indifferenz) und Borchardt (dessen eigene Ambitionen Hofmannsthal durchkreuzt hatte) sich zögernd verhielten oder sich gar versagten. Wie sehr Hofmannsthal auf Borchardts aktive Teilnahme gebaut hatte, geht aus seinen Briefen, vor allem denen an Marie Luise Borchardt, hervor. Stellvertretend für viele stehe nur eine längere Stelle, in der er – wieder um Mithilfe werbend – noch einmal, den englischen »Spectator« vor Augen, seine Pläne mit der Zeitschrift skizziert:

Es sollen Dinge darin stehen, die einen nachdenken machen u. die einen lachen machen, sonderbare und bedeutende Tatsachen, Witze, Anekdoten – die Beschreibung einer wunderbaren Pflanze die einmal in solcher Vollkommenheit da war, oder eines bestimmten Wetters an einem bestimmten Vormittag, neben einer Anekdote über die heilige Teresa, ich will kleine Geschichten aus dem Boswell hinsetzen, wunderbare Beispiele menschlicher Dummheit, Apoptegmata der Deutschen aus dem Zinkgräf, Fetzen aus Coleridges' Table-Talk. [...] Richtige Miscellen sollen ein Drittel und

meinetwegen die Hälfte der Bände füllen, – Bruchstücke aus dem I-King, kleine Briefe aus den ägyptischen Papyri, richtige Curiositäten – aber doch darf es kein Curiositätenkramladen sein, nichts, das verstaubt, es muss ein Etwas – wie nenne ich es? – Geist – Welt – Grösse beständig hindurchwehen und alles rein und frisch halten. [...] Sie verstehen mich vor allen gut, und Rudolf versteht mich wie kein anderer. Und wie er mir helfen könnte! Denn das sind ja gerade die Abfälle von seiner Tafel, nach denen meine Hündlein schnappen möchten. Marel, streifen Sie manchmal was herunter und lassen mirs zufallen. So hab ich mir ja dies »Redigieren« immer geträumt – dass man miteinander Blumen und schöne Steine sammelt, Meteoriten auch [...] nicht dass man da sitzt und schreibt: hochverehrte Frau Huch, wollen Sie mir gütigst einen Essay aus Ihrer religiös-erotisch massgebenden Feder überlassen ... –

Daß Hofmannsthal dies nicht an Borchardt, sondern dessen Frau schreibt, schreiben muß, ist schon ein Indiz für die komplizierte Situation. Ob Borchardt dann *solchen* Vorstellungen von der Zeitschrift folgen konnte, ist zu bezweifeln. So verwundert es nicht, daß Borchardt bereits im Oktober 1922, nachdem er sich vorher schon wenig freundlich über das »dilettantische Unternehmen« »Bremer Presse« ausgelassen hatte, Hofmannsthal bittet, ihn von den »Beiträgen« freizugeben. Und das endgültige Aus ist schließlich Borchardts Verdict, ausgesprochen in einem Brief vom 20. März 1924 nach dem Zerwürfnis wegen seines »Eranos«-Beitrags. Das Organ, wie bisher verfaßt, fördere weder die Freunde noch das Publikum. Er lese es manchmal mit Verdruß und heftigem Widerwillen; Hofmannsthal habe »bei der Besorgung eines so mittelmäßigen und bei aller Kahlheit so schlecht, teilweise so fratzenhaft und pedantisch geschriebenen Organs nicht einmal die verständniswilligsten Freunde« seiner Tätigkeit auf seiner Seite.

Bis dahin waren die drei Hefte der ersten Folge erschienen. Was hatte Hofmannsthal in ihnen, die er »recht als ein geistiges Haus« gemeint wissen wollte, geboten, daß Borchardt so scharf reagierte? Die Kernstücke der drei Hefte sind Hofmannsthals »Salzburger Großes Welttheater«, die ersten beiden Aufzüge des »Turms« und Max Mells »Apostelspiel«. Borchardt ist im ersten Heft mit dem Gedicht »Furchtbarer Frühling« und im dritten mit dem 29. Gesang aus dem »Fegefeuer« seines »Dante Deutsch« vertreten. Im zweiten Heft stehen Bemerkungen von Karl Vossler zu Borchardts Übertragung; mit hinein kamen von Schröder das 1919 geschriebene Gedicht »Die Heim-

kehr« und Gedanken »Zum Begriff des Witzes«. Im dritten bringt Hofmannsthal den im Frühjahr 1918 geschriebenen ostensiblen »Brief«, der mit seiner Sicht der geistigen Situation korrespondiert. Hofmannsthal druckt Hellingraths Vortrag »Hölderlins Wahnsinn«, Florens Christian Rang's Aufsatz über Goethes Gedicht »Selige Sehnsucht«, Karl Eugen Neumanns Anmerkungen zu zwei Reden Buddhas; er bringt Partien aus dem Buche Li Kis »Über die Musik und den Staat« und Grillparzers Gedanken einer »Deutschen Kunstlehre«. In den Miscellen stehen unter anderem Texte von Novalis, Karl Philipp Moritz, Heinrich von Kleist, Goethe, Brentano, Hölderlin, Lessing – auch von Schröder, Mell, zudem Borchardts Grabrede auf Eberhard von Bodenhausen neben von Grillparzer verfaßten Grabschriften. Beim Durchlesen der Hefte wird einem Borchardts Philippika nicht so recht verständlich. Vielleicht zielte sie mehr auf die etwas willkürlich erscheinende Auswahl und Zusammenstellung, also auf die Redaktion.

Es bleibt zu fragen, ob das den Heften vorangestellte Motto »res severa verum gaudium«, »Das Schwierige ist die wahre Freude«, sich für Hofmannsthal im weiteren Fortgang seiner Arbeit an den »Beiträgen« noch erfüllte. Drei Hefte folgten noch in immer größer werdendem Abstand; das letzte erscheint erst im August 1927. Hofmannsthal macht Eduard Stuckens indianisches Tanzschauspiel »Die Opferung des Gefangenen« und Alfred Brusts »Südsee-Spiel« bekannt, druckt Walter Benjamins große Arbeit über die »Wahlverwandtschaften« in zweien der Hefte, ebenso Carl Jacob Burckhardts »Aufzeichnungen über eine Reise in Kleinasien« und nimmt ins letzte Heft einen Auszug aus Benjamins »Ursprung des deutschen Trauerspiels«. Dies sind nur einige der Titel, die denn doch zum Teil den Eindruck des Zufälligen und der Verlegenheit wecken. Besonders deutlich wird dies an der Aufnahme eines Produktes seines Freundes Andrian, die Einleitung zu dem Buch »Die Ständeordnung des Alls«, einer Hofmannsthal literarisch enttäuschenden Art subjektiver katholischer Apologetik: ein Freundesdienst.

1927 erfuhr Hofmannsthal, welch großes Verlustgeschäft die Zeitschrift für Wiegand war: »umso richtiger, sie eingehen zu lassen«, ist Hofmannsthals resignierende Antwort im Brief vom 7. Juli. In ihm entschuldigt sich Hofmannsthal auch für seine gelegentliche Heftigkeit

mit einer ähnlich bekennden Feststellung, wie er sie 1911 Kippenberg gegenüber getroffen hatte:

Ich kann nichts ohne Phantasie, auch nicht ohne eine gewisse Leidenschaft betreiben. Es sind Dinge ganz verschiedener Sphäre, an die ich meine Kraft und Liebe wende. Ich hab nicht überall dabei die besten Gesellschafter, sondern muß viel leiden, wie alles, sobald ich mich abwende, wieder stecken bleibt, oder ins Zerfahrene gerät, stockt oder verwildert. Ich muß dann immer wieder reißen oder stoßen, und da ich nicht in die Phantasterei flüchten kann wie Borchardt, sondern alles ganz hart und nüchtern sehe, so sind manchmal meine Nerven sehr angespannt.

So wäre der Kreis notdürftig geschlossen, notdürftig: denn Vieles bleibt draußen, viele Verbindungslinien wären zu ziehen. 1927 ist auch das Jahr des »Spruchwörterbuchs« von »Wert und Ehre deutscher Sprache« mit zwölf Gewährsmännern. Über die Bedeutung der Brüder Grimm für Hofmannsthal wäre zu sprechen. Im Februar hält er seine Rede vom »Schrifttum als geistiger Raum der Nation«. Daß sie in der »Bremer Presse« gedruckt wird, ist im Rahmen der Hofmannsthalschen Bemühungen nur folgerichtig.

1915 hatte Felix Braun die »Österreichische Bibliothek« angezeigt. Darin stößt man auf die Sätze:

Ein Volk wird durch zweierlei Dinge zur Einheit: durch die gemeinsame Sprache und die gemeinsame Erinnerung. Fällt nun im Falle unseres Vaterlandes jenes Moment fort, so ist nichts so sehr geboten wie: dieses zu fördern.

Sprache und Erinnerung: Um beides ging es Hofmannsthal mit seiner herausgeberischen Arbeit, um eine geistige Mitte, die Einheit zu schaffen im Stande wäre. Sammeln und damit Erinnerung zu wecken oder zu stärken, das zu sammeln, was alle als ihr Eigenes ansehen können – ist das nicht so etwas wie der Versuch, dem abzuweichen, was Hofmannsthal in der Vorrede zum »Lesebuch« beklagte: »Wir haben nicht wie die Franzosen einen Kanon; wie wir uns nie zu festen Regeln der Beurteilung durchfinden.«

Der Vortrag versucht an Hand der "unvergleichlichen Tätigkeit Hofmannsthal's ~~das~~ das Dichten Hermann Hesses aus dem Jahr 1935, Hofmannsthal habe "zeitweilen der besten Tradition deutscher Sprache und Dichtung die neuesten Dienste geleistet", zu bestätigen

Nachbemerkung

Es war Werner Volke nicht mehr vergönnt, seinen letzten Aufsatz – der thematisch seinem eigenen Lebenswerk so nahesteht – abschließend durchzusehen. Der hier vorgelegte Text (den er auf der Tagung in Bad Aussee noch vorstellen konnte) ist aus zwei – teils unvollständigen und in handschriftlichen Korrekturen voneinander abweichenden – Fassungen seines Typoskripts (deren eine wohl für den Vortrag gestraft wurde) sowie aus einigen einzelnen Notaten zusammengestellt. Es wurde grundsätzlich die detailliertere Fassung zugrundegelegt, in stilistischen Fragen jedoch verglichen. Anmerkungen hatte Werner Volke offenbar vorgesehen, jedoch nicht mehr auszuführen vermocht. Zur leichteren Orientierung wurden Zwischenüberschriften nachträglich eingefügt.

Die Redaktion

